

Wenn eine kleine Spinne eine Beziehung zu Gott knüpft

Pfarrerin Tanja Oldenhage freut sich: Auch ihre Konfirmanden geben dem weissen Blatt statt dem weissen Rauschebartgott als Gottesbild den Vorzug. Beim Spazierengehen erläutert die Theologin, warum ihr offene Visionen vom Göttlichen lieber sind als konkrete Bilder. Und zum Abschluss der «reformiert.»-Serie «Bildstark» besprechen drei Prominente das Gottesbild ihrer Wahl.

«Die Affen kommen jedes Mal an unseren Gottesdienst», sagt Tania Oldenhage. Das Habitat der Dsche-ladas, einer Pavianart, liegt direkt vor der Terrasse des Restaurants «Altes Klosterli», dahinter wölbt sich wie ein Ufo das filigrane Dach des Elefantensparks. An diesem nasskalten Tag lässt sich allerdings kein Affe am Rand des afrikanischen Gebirges blicken.

Immer im Juli veranstaltet Oldenhage hier zusammen mit ihrer Wiediker Kollegin Sara Kocher einen Zoo-Gottesdienst. Im letzten Jahr stand die Open-Air-Predigt unter dem Motto «Bär – Raubtier, Kuscheltier, heiliges Tier». Das Kuscheltier zeigte dort seine Zähne. «Die Bärin, der man die Jungen weggenommen hat, ist wohl eines der furchteinflößendsten Tierphäno-

«Gottesbilder, die für mich persönlich schwierig sind, können für andere genau die richtigen sein und umgekehrt.»

Tanja Oldenhage
Pfarrerin

mene überhaupt», sagt Oldenhage. Und in der Bibel ist sie eine Metapher für Gott.

Viele Variationen für Gott

Die vielen Gottesbilder in der Bibel findet die Flunthermer Pfarrerin spannend. Darum hat sie auch die Serie «Bildstark» in «reformiert.» vom letzten Jahr gerne gelesen. Welche der besprochenen Metaphern haben ihr am besten gefallen? «Gott ist auch» Tau, ein Mantel aus Licht, die Quelle des Lebens», sagt sie nach kurzem Überlegen und fügt an: «Gut gewählt war die Überschrift «Gott ist auch.» Denn je grösser die Palette an Gottesbildern sei, desto offener werde die Vorstellung von Gott.

Im nächsten Zoogottesdienst nehmen sich die beiden Pfarrerinnen ein theologisch delikates Tier vor: die Schlange. Deren Ehrenrettung findet Oldenhage allerdings keine sehr grosse Herausforderung. Und erinnert mit einem Schmunzeln daran, dass bereits im 19. Jahrhundert die amerikanische Frauenrechtlerin Elizabeth Cady Stanton in ihrer «Frauenbibel» schrieb, die Schlange habe die höhere Natur der Frau verstanden. «Aber zu sagen, Gott ist auch eine Schlange – das wäre wirklich mal ein Wagnis», meint sie beim Weggehen in Richtung Friedhof Fluntherm.

Der Nieselregen wird stärker, der Schnee immer mehr zu Pflotsch. Wie hat sie sich als Kind Gott vorgestellt? Oldenhage weiss es nicht mehr. Woran sie sich aber genau erinnert, ist, dass die Rede von Gott als Herr und auch als Vater schon früh schwierig wurde für sie. «Es waren keine stimmigen Anreden. Wenn ich sie im Gebet verwendete, fühlte es sich an wie ein Götzendienst», erzählt die 48-Jährige.

Vom Substantiv zum Verb

Auf dem Friedhof schippen die Männer von Grün Stadt Zürich den Schneepflotsch auf den Wegen beiseite. Die Pfarrerin ist oft hier für Abdankungen und betet mit der Trauergemeinde das Unservater. Viele bleiben heute stumm beim bekanntesten Gebet der Christenheit, weil sie den Text nicht mehr kennen, erzählt sie. Sie setzt deshalb oft hinzu: «Beten Sie mit, wenn Sie möchten.» Und auch wenn sie in ihrer persönlichen Rede Herr und Vater nicht verwendet, betet sie vor der Gemeinde im Unservater «meistens zum Vater».

Auch bei Bibeltexten ist Oldenhage zurückhaltend mit überraschenden Übersetzungen. «Wenn die Anrede, das Gottesbild Teil des Themas der Predigt ist, setze ich das natürlich ein.» Doch was sie vermeidet, ist, dass die Zuhörschaft wegen einer ungewöhnlichen Übersetzung statt über den Inhalt der Predigt vor allem darüber nachdenkt, welchem Gottesbild die Pfarrerin anhängt.

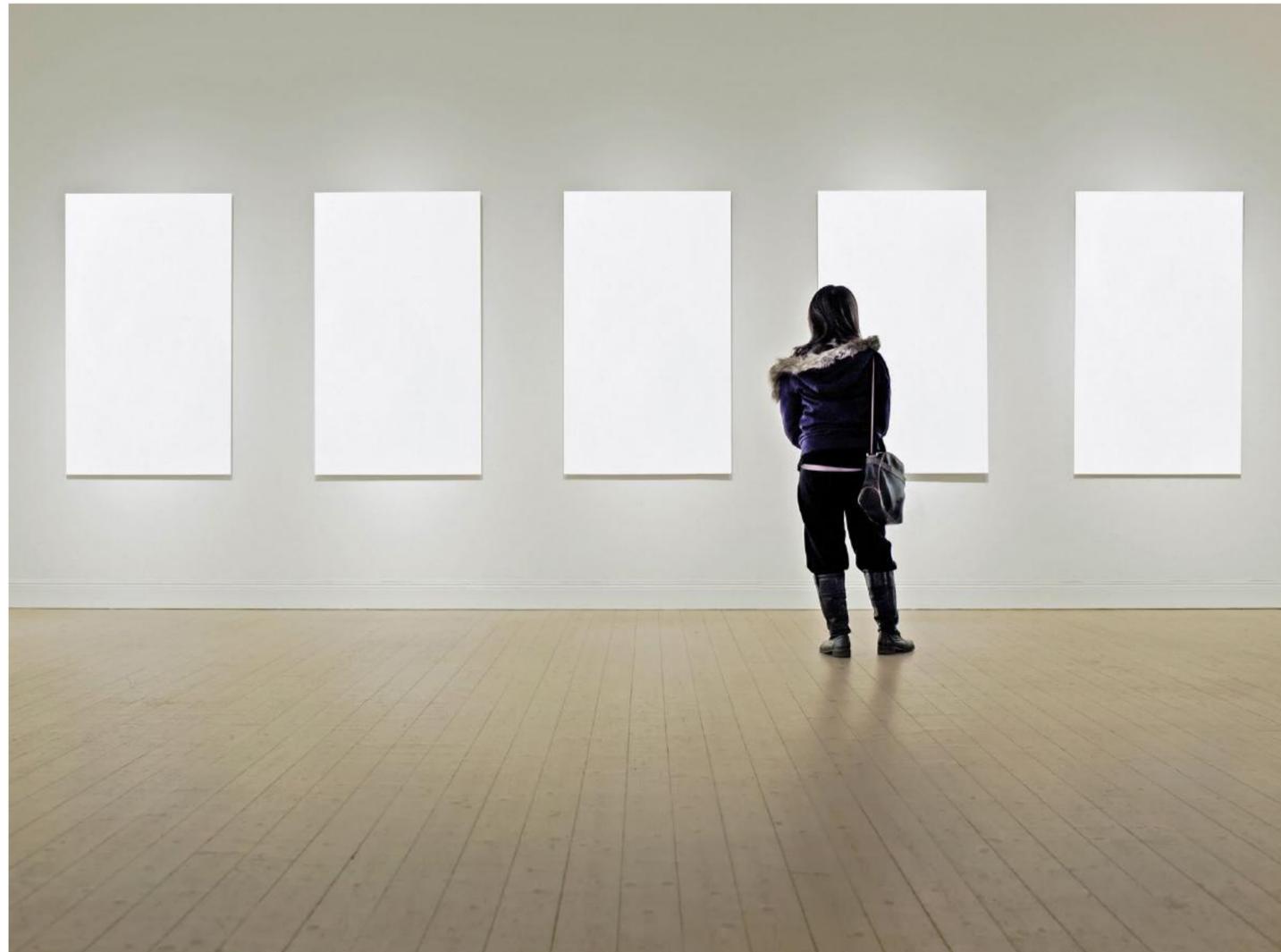
«Gott ist auch Wärme», bemerkt Oldenhage, während die eisige Nase immer mehr durch die Kleider kriecht. Viele Metaphern von Gott seien Substantive. In der feministischen Theologie gebe es aber die schöne Vorstellung von Gott als Verb, als Tätigkeit, erzählt sie. «Das führt weg vom statischen Bild hin zu einem Beziehungsgeschehen.»

Die Pfarrerin erinnert sich an den letzten Ewigkeitssonntag. Eine schwierige Situation, in der Gemeinde hatte es schlimme Todesfälle gegeben. Während dem Predigen kroch eine kleine Spinne über ihre Hand. «Natürlich war das nicht Gott», sagt sie. Aber die Zartheit des krabbelnden Tiers angesichts der Schwere der Trauer – dieses Moment habe sie gestärkt.»

Das weisse Blatt Papier

Vom Friedhof sind es nur ein paar Schritte zur Haltestelle Zoo. Dort drängen Frauen mit Kinderwagen und Schülergruppen ins Tram. Manche Jugendliche sind im Konf-Alter. Begegnet sie im Konfirmandenunterricht noch der Vorstellung eines weissbärtigen Mannes, der über den Wolken thront?

Oldenhage schüttelt den Kopf und erzählt von einem ihrer religionspädagogischen Schlüsselerlebnisse: Im letzten Jahr hat sie den jungen Leuten die Aufgabe gegeben: «Stellt euch vor, ihr seid ein Kind und sollt Gott malen.» Einer der Konfirmanden hat das Blatt leer gelassen mit der Begründung, er wolle sich kein Bild machen von Gott, das weisse Blatt sei angemessener als alles, was er sich je vorstellen



Das zweite Gebot: «Du sollst dir kein Gottesbild machen noch irgendein Abbild von etwas ...»



Tanja Oldenhage, 48

Die Pfarrerin in Zürich-Fluntherm ist auch Privatdozentin für Neues Testament an der Universität Basel. 1999 promovierte sie an der Temple University in Philadelphia zum Thema Gleichnisforschung nach der Shoah. Von 2003 bis 2008 war sie Studienleiterin am Evang. Tagungs- und Studienzentrum Bolderm. 2014 erschien ihr Buch: «Neutestamentliche Passionsgeschichten nach der Shoah. Exegese als Teil der Erinnerungskultur».

Foto: SRF/Merly Knöfel

könne. «Das hat mich tief beeindruckt», erzählt Oldenhage. Das leere Blatt ist ihr zum Leitmotiv geworden im Umgang mit Gottesbildern. Aber sie gibt zu: Es braucht eine grosse spirituelle Übung, das Blatt «Gott» weiss zu lassen.

Der Geruch des Göttlichen

Die Pfarrerin sucht deshalb nach Bildern, die offen und schwebend sind. Gott als Duft etwa, wie dies die mexikanische Theologin Elsa Tamez entworfen hat. Sie schrieb: «Die Transzendenz in unserer Welt zu spüren, ist, als ob man überall Gott riechen und seinen ganz besonderen Duft wahrnehmen würde.» Für Tamez kann Gott auch fürchterlich riechen. In den Slums bei den Müllbergen, auf Schlachtfeldern, in Folterkellern.

Im Tram erzählt Oldenhage von ihren Duftexperimenten mit den Konfirmandinnen und Konfirmanden. Sie bringt verschiedene Par-

fums mit, und die jungen Leute sollen beschreiben, wie diese riechen. Eine Übung, die bei der gedanklichen Verbindung «Gott ist wie ein Duft», die ganze Schwierigkeit, Gottesbilder zu fassen, aufzeigt.

Angeworfen im warmen Pfarrbüro in der Helferei neben der Alten Kirche Fluntherm, sagt Tania Oldenhage: «Manche Gottesbilder in der Bibel erfüllen mich auch mit Unbehagen – Gott als Burg zum Beispiel.» Zugleich erinnert sie sich aber an ein eindrückliches Erlebnis in Afrika.

Möglichst starke Bilder

Im Rahmen eines Austauschprojekts von Theologinnen aus Afrika und der Schweiz war sie mit ihrer Kollegin Verena Naegeli vor drei Jahren zu Besuch in Simbabwe. «In unseren Diskussionen an Colleges sprachen wir vom verletzlichen Gott, von Jesus, der am Kreuz gestorben ist, davon, dass Gott viel-

leicht nicht allmächtig ist.» Die afrikanischen Kolleginnen hatten Einwände. In einem Land am wirtschaftlichen Abgrund, in dem Aids und politische Probleme zum Alltag gehören, ist die Rede von einem schwachen Gott nicht unbedingt hilfreich. «Dort wünschen sich die Menschen einen starken Gott, einer der Burg, Schutz und Schild ist», erzählt Oldenhage.

Seither ist für sie klar: Gottesbilder, die für sie persönlich schwierig sind, können für andere genau die richtigen sein und umgekehrt. Und sie fügt an: «Die Auseinandersetzung mit Gottesbildern läuft immer auch Gefahr, zur reinen Spielerei zu werden». Denn sie gebe keine Antwort darauf, was einen im Alltag trage. Am wichtigsten bleibt für sie darum das «leere Blatt», die Frage, wie man sich von Bildern befreit. Christa Amstutz und Delf Bucher

Series: www.reformiert.info/bildstark

Wie der Adler, der seine Brut aufstört zum Flug

Alex Rübel, Zürcher Zoodirektor, operierte schon angeschossene Adler und lässt sich vom König der Lüfte biblisch inspirieren.

«Wie ein Adler, der seine Brut aufstört zum Flug und über seinen Jungen schwebt, so breitete er seine Flügel aus, nahm es und trug es auf seinen Schwingen.» (Moses 5,32), Gott: ein Adler – das ist ein schönes Bild. Was die idyllische Vision etwas trübt: Die Brutpflege bei den Adlern ist nicht so barmherzig, wie es das Bibelwort nahelegt. Denn das Zweitgeborene, das als Reserve im Nest ausgebrütet wird, bekommt weniger Futter, und zum Schluss wird es oft vom Erstgeborenen gefressen. In der Tierwelt geht es um den Erhalt der Art und nicht um das Überleben des Einzelnen. Das sieht für uns erbarmungslos aus. Aber Barmherzigkeit ist – zumindest un-



Foto: zvg

«Gott stösst die Jungen mit einem Schubs in die Selbstständigkeit»

ter günstigen Umständen – den Menschen vorbehalten.

Das Undenkbare denken

Für mich als Wissenschaftler ist klar: Wir sollten die Bibel als ein Weisheitsbuch lesen, das uns mit seinen symbolischen Geschichten viel lehrt. Es gilt, den verbogenen Sinn zu entschlüsseln und nicht zu versuchen, aus der Bibel das Alter der Erde zu bestimmen oder detailliert die Abstammung der Tierwelt von den Arche-Noah-Vorfahren abzuleiten. Wissenschaft liebt das Faktengestützte und Beweismässige. Glaube dagegen will das Undenkbare denken, um schliesslich zu erkennen, dass dies nicht gedacht werden kann. Die beiden darf man ruhig nebeneinander stehen lassen. Das hat mein Vorfahre, der Zürcher Reformator Ulrich Zwingli, so schön formuliert: «Was aber Gott ist, das wissen wir aus uns ebenso wenig, wie ein Käfer weiss, was der Mensch ist.»

Was mir an dem Adlerbild gut gefällt, ist, dass hier nicht ein Allmächtiger die Geschichte der Menschen bestimmt, sondern Gott geradezu mit einem Schubs die Jungen in die Selbstständigkeit stösst. Der Mensch soll selbstverantwortlich handeln, soll auch etwas riskieren und dennoch wissen: Da ist ein Netz, das ihn, falls er zu tief fällt, wieder auffängt. Alex Rübel

Dann pflanzte Gott einen Garten Eden im Osten

Maya Graf, Grünen-Nationalrätin und Bio-bäuerin, glaubt, dass es nicht zu spät ist, um Gottes Garten besser zu hegen und zu pflegen.

«Dann pflanzte der Herr, Gott, einen Garten Eden im Osten, und dort hinein setzte er den Menschen, den er gebildet hatte.» (Gen 2,8). Gott als Gärtner ist ein schönes und friedliches Bild. Wie er säet, pflanzt, hegt und pflegt, erntet und schliesslich die Früchte der Arbeit gerecht an alle verteilt. Und die Natur blüht und erfreut Gott. So stellen wir uns das Paradies vor.

Gott hat den Menschen in diesen Garten Eden gesetzt und ihn beauftragt, dessen Bewirtschaftung zu übernehmen. Er lehrte den Menschen, nicht mehr zu nehmen als der Boden hergibt, und mit allen zu teilen. Doch die Menschen vergassen dies mit der Zeit. Sie mach-



Foto: zvg

«Auch unsere Kinder sollen den Garten Eden bestellen können.»

ten das Land zu ihrem eigenen. Sie bauten immer mehr an, um noch mehr Früchte zu ernten, zu verkaufen und noch mehr zu verdienen. Sie vergassen die Armen und teilten weder Land noch Früchte mit ihnen. Es gab Hunger und Krieg.

Keine guten Gärtner

Die Menschen überbauten immer mehr Land für ihre Siedlungen und Strassen. Die fruchtbaren Äcker übernutzten sie mit Monokulturen und Giften, bis die Ernten kleiner wurden und das Wasser versiegt. Zurück blieben eine geschundene Natur und die verzweifelten Menschen. Sie riefen Gott um Hilfe. Doch kann Gott ihnen helfen und einfach eine zweite Erde hinpflanzen? Warum haben die Menschen seinen Auftrag, den Garten zu hegen und zu pflegen, nicht wahrgenommen?

Für mich bedeutet Gott als Gärtner zuallerst eine Aufforderung an uns Menschen. Wir sollen die Verantwortung für unsere einzigartige Erde übernehmen und die Schöpfung bewahren. Noch können wir handeln, bevor es zu spät ist. Wir müssen die Übernutzung und Zerstörung der natürlichen Ressourcen stoppen und den Klimaschutz vorantreiben. Auch unsere Kinder und ihre Mitgeschöpfe sollen noch lange einen Garten Eden bestellen und bewohnen können. Maya Graf

Ich werde für Israel sein wie der Tau, es wird sprossen

Esther Girsberger, Publizistin und Moderatorin, mag das Bild von Gott als Tau, auch weil dieser sein Elixier an alle verteilt.

«Ich werde für Israel sein wie der Tau, es wird sprossen wie die Lilie, damit es seine Wurzeln schlägt wie der Libanon.» (Hos 14,6). Tau ist Wasser, und Wasser ist Leben. Vom Wasser als die Quelle des Lebens ist in der Bibel denn auch immer wieder die Rede: In Eden entspringt ein Strom, um den Garten zu bewässern, der Geist Gottes bewegt sich über dem Wasser, und im Buch der Apokalypse heisst es: «Und er zeigte mir den Fluss mit dem Lebenswasser, der klar ist wie Kristall und er entspringt dem Thron Gottes und des Lammes.»

Wasser hat im Nahen Osten eine ganz besondere Bedeutung, ist es doch in einigen Ländern der Region



Foto: zvg

«Wasser kennt keine Politik. Doch wer es hat, der hat die Macht.»

grosse Mangelware. Israel hat dank raffinierten Bewässerungssystemen genügend davon, der Libanon hingegen nicht. Immer wieder wird das Zedernland von Waldbränden heimgesucht.

Unabhängig von Grenzen

Das Buch Hosea macht Wasser nicht nur zum Thema, sondern stellt Gott überhaupt als Metapher für dieses Lebenselixier dar.

Israel und Libanon sind – heute wieder mehr denn auch schon – erbitterte Feinde. Mich berührt deshalb dieses Bild erst recht: «Ich werde für Israel sein wie der Tau, es wird sprossen wie die Lilie, damit es seine Wurzeln schlägt wie der Libanon.» Denn Gott als Metapher für das Wasser sorgt dafür, dass alle Länder gleichermaßen gedeihen – unabhängig der Grenzen.

Wasser wird überall gebraucht. Wasser fließt, Wasser lässt blühen, Wasser findet immer seinen Weg. Wasser kennt eigentlich keine Politik. Aber wer sich heute durch die geschickte Nutzung dieses Elements einen Vorteil verschafft, der hat die Macht.

Gott, Inbegriff der Macht, weiss davon und verteilt das Wasser als Urquell, als Lebenselixier. Wie schön wäre es doch, wenn die Länder des Nahen Ostens sich an Hosea, den Propheten Israels, zurückerinnern würden. Esther Girsberger